

DIE FACKEL

Nr 25

WIEN, ANFANG DECEMBER

1899

N och immer weigern sich unsere Abgeordneten, ein Sperrgeld von 50 Millionen für die Eröffnung des Parlaments zu zahlen. Aber auch ein Ausgleich, der unserer Volkswirtschaft geringeren Schaden zufügte, wäre bei einer Quote von 65.6 Prozent unannehmbar. Da das ungarische Rekrutenkontingent 43.889 Mann gegen 59.211 Mann in Österreich beträgt, die gemeinsame Armee also zu 42.6 Prozent ungarisch ist, erscheint eine ungarische Beitragsleistung von 34.4 Prozent zu ihren Kosten als ungenügend. Und doch soll Österreich den leoninischen Vereinbarungen¹ zustimmen?

Aber diese Dinge sind dem Monarchen, der mit höchster Energie für den Ausgleich sich einsetzt, so gut bekannt, wie jedermann in Österreich. Und der Gedanke, daß dieser Monarch die eine Hälfte seines Reiches schädigen wollte, ist absurd. Die Ursachen des Widerspruchs zwischen Krone und Parlament will ich also darzulegen versuchen, eines Widerspruches, der auch noch bestünde, wenn das Parlament sich fügte. Denn im Österreichischen Abgeordnetenhaus wagt es heute niemand, ein zustimmendes Votum anders als mit der Zwangslage zu entschuldigen, in die wir durch den Verfassungsbruch, den die Ministerien Badeni und Thun begangen haben, versetzt sind.

Man betrachte das ungarische Budget; trotz allen Vorteilen, die Ungarn durch den Ausgleich gewinnt — und diese Vorteile sind in der Präliminierung der Einnahmen für 1900 sehr hoch veranschlagt —, trotz der geringen Beitragsleistung zu den Kosten der gemeinsamen Angelegenheiten weist jenes Budget ein Defizit auf, das keine Schönfärberei des Finanzministers zu über-tünchen vermag. Dabei ist die Besteuerung eine noch drückendere als bei uns, und die Ausgaben für Kulturzwecke sind lächerlich gering, noch weit geringer, als bei uns. Man mag als Politiker der schärfste Gegner der ungarischen Schandwirtschaft sein, als Volkswirt muß man zugestehen, daß Ungarn keine höheren Leistungen auf sich zu nehmen vermag. Daraus kann nun der Schluß gezogen werden, daß, da Ungarn die Kosten der von ihm aufgestellten Armee nicht zu tragen vermag, die Armee verringert werden müsse. Antimilitaristisch gesinnte Parteien, die auf diese Forderung ihre Agitation konzentrieren wollen, müssen also den Ausgleich verwerfen. Die anderen aber werden sich zu fragen haben: Ist die Erhaltung eines Heeres von der jetzigen Stärke ein so wesentliches *österreichisches* Interesse, daß wir um dessentwillen erhöhte Lasten auf uns nehmen müssen? Wenn der Monarch den jetzigen Ausgleich durchsetzen will, muß dies wohl seine Meinung sein. Wie kommt es aber, daß diese Überzeugung im österreichischen Parlamente keinen einzigen Vertreter findet, daß der Großmachtsgedanke in einem Reiche, das seit Jahrhunderten eine Großmacht ist, heute keinerlei werbende Kraft besitzt? Man mißverstehe mich nicht. Nicht die Frage, ob die Großmachtspolitik für Österreich notwendig oder auch nur förderlich sei, will ich hier erörtern. Aber so-

1 Leonische Abmachung: In einer Gesellschaft darf kein ihr Angehöriger von den erzielten Gewinnen oder Verlusten ausgenommen werden.

wie ich — als Gegner des Liberalismus — es unnatürlich fände, wenn der Liberalismus in einem Staate von solcher politischer und wirtschaftlicher Struktur, wie der unsrige, im Parlamente nicht entsprechend vertreten wäre, so finde ich das Stummmachen des *Großmachtsgedankens* unnatürlich und ungesund.

Aber die Erklärung dieser Erscheinung liegt auf der Hand. Die systematische Fernhaltung unseres Abgeordnetenhauses von allen Angelegenheiten jenseits der schwarz—gelben Grenzpfähle, seine völlige Einflußlosigkeit in den Fragen der äußeren Politik haben allmählich unsere Abgeordneten gleichgültig gemacht gegen die Probleme, die aus unserer Stellung als Weltmacht sich ergeben. Das ganze Jahr über haben sie keinen Anlaß und keine Gelegenheit, die äußere Politik des Reiches zu erörtern. Von den Taten und Unterlassungen des Ministers des Äußern erfahren sie nichts. Unsere auswärtige Politik mag in noch so vielen Farben schillern, kein Blau— oder Gelbbuch gibt davon Kunde. Und der Leiter der äußeren Politik ist völlig unverantwortlich. Das im § 18 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 versprochene Gesetz über die Verantwortlichkeit der gemeinsamen Minister ist binnen 32 Jahren nicht geschaffen worden, und auch die radikalsten Parteien haben es niemals reklamiert. Da ist der Hebel anzusetzen. *Die äußere Politik muß in die Parlamente einziehen*, es muß eine ständige Kontrolle der gemeinsamen Regierung geschaffen werden. Die Vertreter des Volkes müssen über der Vertretung seiner Interessen nach außen wachen. Dann werden die Opfer, die dafür zu bringen sind, nicht erzwungen werden müssen. Eine Volksvertretung, die weiß, welchen Zwecken die Reichseinheit dient, wird deren Wert gerecht abzuschätzen wissen.

In diesen Tagen sehen wir ein Zerrbild des Parlamentarismus vor uns: Die Delegationen tagen. Ganze Parteien sind ohne Vertretung. Die Gedanken einer expansiven Industriepolitik werden vor einer Versammlung entwickelt, in der der Großgrundbesitz durch seine Vertreter aus beiden Häusern die Mehrheit hat, dagegen die Sozialdemokratie, nächst dem deutschen Unternehmertum der stärkste Interessent an dieser Frage, gänzlich fehlt. Und wie verlaufen die Verhandlungen der exklusiven Gesellschaft? Der Minister des Äußern trägt ein Exposé vor — pardon, er trägt kein Exposé vor, sondern verweist darauf, daß in der 'Wiener Zeitung' der Abdruck einer Rede, die er im Budgetausschusse der ungarischen Delegation gehalten hat, zu lesen sei. Seit *drei* Jahren hat Graf Goluchowski der österreichischen Delegation nicht mehr die Ehre erwiesen, seine politischen Offenbarungen persönlich zu verkünden. Übrigens hat sie dadurch nichts verloren; denn diese Exposés sind gänzlich inhaltsleer. Der Minister spricht kein Wort von seinen »Taten«; er schildert seine Gefühle für die fremden Staaten, lobt die kleinen und katzbuckelt vor den großen. Zunächst verneigt er sich vor Deutschland und Rußland. Dann spricht er vom Balkan. Wir wollen wissen, wie der Leiter unserer äußeren Politik in die Verwicklungen auf dem Balkan eingegriffen hat. Statt dessen erteilt Graf Goluchowski den Balkanstaaten Sittennoten. Er ordnet sie nach ihrem Wohlverhalten und findet dieses bei Rumänien: vorzüglich, bei Serbien: lobenswert, bei Bulgarien: befriedigend, bei Griechenland: genügend und bei der Türkei: kaum genügend. Diesem Staate gegenüber macht er sogar von der pädagogischen Regel, die er sonst beobachtet, eine Ausnahme, der Regel nämlich, daß der Schulmeister sich um häusliche Angelegenheiten nicht zu kümmern habe. In dem Passus seiner Rede, der Serbien gilt, erklärt er, über die inneren Zustände im jungen Königreiche ¹ (Justizmorde, andere Morde u. dgl.) stehe ihm »selbstverständlich« kein Urteil zu. Bei der Türkei dagegen

1 Serbien war seit 1882 Königreich

spricht er von tiefeingewurzelten Übelständen in der inneren Administration, von gewissenlosen, professionsmäßigen Hetzern etc. Dann erwähnt Herr Goluchowski noch den Transvaalkrieg, mit dem wir nichts zu tun haben, und die Pariser Weltausstellung, mit der er nichts zu tun hat — und Schluß. In der Aufzählung der Balkanstaaten fehlt Montenegro, in der Reihe der Großstaaten Amerika. Von seinen Blamagen schweigt eben die Höflichkeit des Sängers seines eigenen Lobes. Auf die Ausführungen des Grafen Goluchowski über das Konsularwesen hat jener Abgeordnete die einzig richtige Antwort gegeben, der dieser Tage im Abgeordnetenhaus beantragt hat, daß die Konsulate der Aufsicht des Handelsministeriums unterstellt werden sollen.

Wenn man dieses Exposé liest und die Debatte in der österreichischen Delegation verfolgt, in der Graf Goluchowski Anfragen teils barsch zurückweist, teils mit nichtssagenden Phrasen beantwortet; und wenn man bedenkt, daß dies seit anderthalb Jahren die erste und auf ein Jahr die letzte Erörterung der auswärtigen Politik eines großen Reiches ist — dann weiß man, warum im österreichischen Abgeordnetenhaus niemand sich getraut, einem Ausgleich, der Österreich Opfer für die Stellung des Reiches nach außen auferlegt, mit der Begründung zuzustimmen, daß er diese Opfer billige und wünsche.

* * *

An den Wunsch, daß die äußere Politik endlich ins Parlament einziehe, knüpft sich das unabweisliche Verlangen, daß der Ton unseres Parlaments probeweise in die Delegationen verpflanzt werde. Ich weiß nicht, welche Manier dem Patrioten besser zusagt: Der kreischende Wirtshauszank, in dem die Vertreter des Volkes ihre privaten Ehrenhändel erledigen, oder langweilige Großmachtstoaste, zu denen die Herren delegiert werden, um einmal im Jahre ausruhen zu können. Eine Parlamentssitzung bietet uns den Anblick: Zwei schimpfen, einer stenographiert. Der Lärm im Abgeordnetenhaus und die Stille in der Delegation sind auf die Dauer unerträglich. Die Gesundung unseres politischen Lebens wird erst mit einem Wechsel des Tones in beiden Körperschaften ihren Anfang nehmen. Es ist nicht einzusehen, warum die Herren Goluchowski, Kallay, Krieghammer und Spaun gar so viel Respekt genießen, warum sie sich nicht kollegial mit den Badeni, Thun und Clary in die Grobheiten der Volksvertreter teilen sollten. Als einst im Abgeordnetenhaus ein derber Zwischenruf gegen den leider abwesenden Kriegsminister fiel, erlaubte sich Herr Krieghammer, dem in den Delegationen noch jeder Volksmann pariert hatte, auf die Herstellung des stenographischen Protokolls Einfluß zu nehmen.

Wenn der Justizminister für die Versetzung eines deutschen oder tschechischen Gerichtsbeamten mit Papierkugeln beworfen wird, so frage ich: Welche Behandlung müßte dem Minister des Äußern zuteil werden, der jüngst versichert hat, daß er sich in die »inneren Angelegenheiten des serbischen Staates nicht mischen« könne? Die Antwort, die Herr Goluchowski, den ich in diesen Blättern doch so oft verwarnt und wegen seiner offenkundigen Sympathie für Milan getadelt habe, den jungtschechischen Interpellanten zu bieten wagte, sie übertrifft doch alles, was die gemeinsamen Verweser Österreich—Ungarns ihren folgsamen Zuhörern aus beiden Reichshälften bisher zugemutet haben. Herr Goluchowski scheint ernstlich der Meinung zu sein, daß er den Meuchelmörder von Belgrad nicht protegirt. Warum hat sich Herr Goluchowski nicht gemeldet, als ich vor ein paar Wochen den Milan am Ende einer Reihe der kräftigsten Bezeichnungen einen »Freund unseres auswärtigen

Amtes« nannte? Herr Goluchowski wird doch zugeben, daß die 'Fackel' so stark verbreitet ist, wie irgend einer der officiösen Wische, durch die er — vor Abgeordneten, die der Wiener Zeitungssphäre fern stehen, mag er es leugnen — einen Tag nach dem Belgrader Urteil den »Exkönig Milan« verteidigen ließ? Ich frage den Mann, der sich einst auf der Fahrt aus der Ischler Kaiservilla zum Deutschen Kanzler nach Aussee von Herrn Albert Rothschild begleiten ließ, ob er berüchtigten Börsenblättern vom Kaliber der 'Neuen Freien Presse' und des 'Pester Lloyd' so gänzlich fern steht, wie er in der Delegation behauptet hat? Ich frage ihn, ob die durchsichtige Verteilung der Rollen an einem und demselben Tage — einer scheinbar »humanitären« für die 'Neue Freie Presse' und einer herausfordernd milanfreundlichen für den 'Pester Lloyd' — nicht auf seine persönliche oder seiner Leute Initiative zurückzuführen ist. Die Versicherung, daß er »für den Inhalt dieser Blätter keinerlei Verantwortung übernimmt«, war überflüssig. Kein Mensch wird dem Grafen Goluchowski nach diesem Exposé die Stelle eines verantwortlichen oder Nachtredakteurs bei der 'Neuen Freien' antragen, da ja bei einem derartigen Postenwechsel das auswärtige Amt jedenfalls mehr als die an Stilblüten ohnehin reiche Zeitung gewinnen würde. Wenn in dieser Sache einer der Beteiligten von »Verdächtigungen« sprechen darf, so ist es höchstens unser liberales Weltblatt, das mit allen Finanzkünstlern beider Reichshälften auf so gutem Fuße lebt, daß es auf die Unterstützung aus dem armseligen Dispositionsfonds des Herrn Goluchowski wahrhaftig nicht ansteht, und dessen Verbindungen gewiß bis zum Preßbüro der serbischen Regierung reichen. Ein Leitartikler, der einst — einem hübschen Mot zufolge — mitten in der Arbeit durch die offene Türe seines Schreibzimmers dem Administrator die Frage zurief: »Wie viel hat der aus Bulgarien geschickt?«, wird wohl auch ohne die Nachhilfe des Herrn Goluchowski seine Stellung zu den serbischen Justizgräueln zu finden wissen. Ich bin fest überzeugt, daß in die Kasse der Journal—Aktiengesellschaft, die jedem der beiden Herausgeber jährlich eine Viertelmillion auszahlt, kein Kreuzer aus der Schatzkammer des Grafen Goluchowski gewandert ist. Aber daß unser Minister des Auswärtigen, vielleicht nicht persönlich, doch umso nachhaltiger durch seinen poetischen Herrn Doczi die Redakteure der 'Neuen Freien Presse' beeinflußt, ist eine Tatsache. Goluchowskis Sektionschef ist ständiger Mitarbeiter der meisten liberalen Blätter Wiens und Budapests, er schreibt stimmungsvolle Novellen, er schreibt für Milan, und Stücke schreibt er, die — ein dürftiger Aufguß Halmscher Ödigkeiten — allemal von der Sippe kostenlos den Werken der Weltliteratur ange-reiht werden.

Und nun will ich dem Grafen Goluchowski weitere Fakten mitteilen, die ihm schon längst bekannt sind. Im Protokoll der Delegation, und somit in den Tagesblättern, ist das »Bedauern« verzeichnet, womit der Herr die Anfrage der jungtschechischen Abgeordneten — die deutschen Freiheitshelden haben zur serbischen Angelegenheit auch nicht den Mund aufgetan — abschlägig beschieden hat. In Wahrheit aber verhält sich die Sache so, daß Goluchowski die Bitte um eine Intervention Österreichs brüsk und mit der offenkundigen Entschlossenheit, der gerechten Sache Milans beizuspringen, beantwortet und das Bedauern erst nachträglich ins Protokoll geflickt hat. Hingegen fehlt darin wieder manch anderes Wort, das in der Ausschußdebatte gesprochen ward. Ein Jungtscheche meinte, daß Österreich durch die Protektion eines notorischen Hochstaplers — nicht »Exkönigs«, wie das Protokoll schmeichelt — vor Europa gebrandmarkt erscheine. Bei diesem gewiß auffallend milden Worte gerieten die Herren um den grünen Tisch in Aufruhr und der Vorsitzende Kathrein rief entsetzt aus: »Aber er ist doch der Vater eines Königs!« Der

Interpellant aber meinte ganz zutreffend: »Da hat sich höchstens der Sohn zu schämen!« — Zum Schlusse noch die Berichtigung etlicher Lügen, die aus dem Preßbüro des Herrn Goluchowski als Zeitungsenten aufgeflattert sind und von empfänglichen Leitartiklern zu förmlichen *Zeitungsententen* verarbeitet wurden. Es ist nicht wahr, daß Rußlands Stimmung gegenüber der serbischen Regierung sich jetzt wieder gebessert hat und daß dies deutlich aus der Rückkehr des russischen Geschäftsträgers Manssurhoff nach Belgrad hervorgeht. Wahr ist vielmehr, daß Herr Manssurhoff nach dem Ausgang des Hochverratsprozesses nicht abberufen wurde, sondern bloß vier Wochen Urlaub erhielt, daß er etwas länger in Petersburg blieb, weil er Murawiew's Rückkehr abwarten mußte, und daß er jetzt mit neuen, *verschärften* Instruktionen nach Belgrad zurückgekehrt ist. Es ist nicht wahr, daß man auf Rußlands freundlichere Haltung und auf eine »Besserung der Verhältnisse« auch aus der Ernennung des russischen Militärattachés Leontiewitsch schließen kann. Wahr ist vielmehr, daß Herr Leontiewitsch schon vor dem Attentat auf Milan, also lange vor dem Ende des Hochverratsprozesses, für Belgrad und Bukarest ernannt war, und daß er jetzt, nach dem Urteilsspruch eben nicht, wie's sonst Brauch war, in Belgrad, sondern in Bukarest seinen Posten bezogen hat.

Wahr ist aber auch, daß Herr Goluchowski auf Ansuchen des Milan die in Wien weilenden Serben durch Detektive beobachten läßt. Wahr, daß man in Serbien das Maß der Willkür und der Grausamkeiten noch nicht erfüllt zu haben glaubt und darum demnächst eine Geheimpolizei nach österreichischem Muster einführen will. Wahr, daß gleichzeitig Orden und Medaillen im Werte von 60.000 Francs, für die die Ordenskanzlei in Belgrad bereits eine Offerte ausschreibt, — wie man sagt, an die Pressfreunde des Grafen Goluchowski — zur Verteilung gelangen werden. Wahr ist, daß Milan kürzlich eine wehrlose Frau — keine Buffetdame vom Ronacher, sondern die Frau seines einstigen Finanzministers Vuic — in der brutalsten Weise bei Nacht und Nebel über die Grenze schaffen ließ; sie war nach Belgrad gekommen, um die Angelegenheiten ihres Gatten zu ordnen und ward allsogleich per Schub nach Semlin gebracht. Vuic aber sandte an den zur Zeit noch in Meran weilenden König Alexander eine Depesche, in der er gegen »diese brutale und feige Gesetzesverletzung protestiert«. Wahr ist, daß dies alles unter der passiven Assistenz unseres Ministers geschieht. Unwahr, daß es sich hier um »innere« Angelegenheiten Serbiens handelt, in die man sich nicht »mischen« kann. In Wirklichkeit hat sich Herr Goluchowski in diese inneren Affären gemischt, indem er durch seine Patronanz erst die *Möglichkeit* derartiger Zustände schuf. Nach dem Ausspruche eines bulgarischen Staatsmannes hat diese täppische Diplomatie auch in Bulgarien viele Austrophilen bekehrt, die sich sagen mußten, daß von einer Politik, die den unpopulärsten Mann auf dem ganzen Balkan, die den in Serbien ghassten, in Monte Carlo und Paris kompromittierten Milan stütze, »nichts zu erwarten« sei, Österreich, das seit dem Berliner Vertrag auf dem Balkan freie Hand hat, kann vollends heute, da die anderen Großmächte auswärts in Anspruch genommen sind, auf den Lauf der Dinge in Serbien Einfluß nehmen. Herr Goluchowski aber vermag nichts, als die Männer, die da unten in schweren Ketten liegen, zu beleidigen; er sei, versetzte er hämisch, gar nicht überzeugt, daß Serbien durchaus auf Seite der Personen stehe, für die sich der Delegierte Kramarz interessiert habe. Herrn Goluchowski genüge es, »überzeugt« zu sein, daß Milan, wenn er sich nicht eines Rückhaltes in Österreich bewußt wäre, nicht 48 Stunden länger im Lande bleiben könnte.

Übrigens wird der Organisator unserer auswärtigen Blamagen von Hazleton bis Kreta, von Mersina bis Belgrad noch dem Plenum der Delegation Rede und Antwort stehen müssen. Es ist in seine Hand gegeben, noch vor dem 18. Dezember, an dem angeblich Amnestien in Serbien erteilt werden sollen, dem serbischen Volke zu einem Nationalfeiertag zu verhelfen. Ein unterschiedenes Wort, und Milan muß mit Schimpf und Schande die Freudenhäuser der Heimat verlassen. Wird Herr Goluchowski dies Wort sprechen? Bisher ist nichts als seine Absicht bekannt geworden, für Milans Sohn, der sich auf der Rückreise von Meran wieder in Wien aufhalten will, in der Wiener Hofburg Quartier zu machen. Mag Herr Goluchowski sich auch noch sehr abschwitzen, einen Empfang, den der Monarch schon einmal nachdrücklich abgelehnt hat, jetzt durchzusetzen; — wir können es nicht glauben, daß die Hand, die vor ein paar Monaten Bluturteile unterschrieben und die besten und vornehmsten Männer des serbische Landes zu den Scheußlichkeiten der serbischen Gefängnisse verdammt hat, sich in einer Woche dem Kaiser von Österreich entgegenstrecken soll.

* * *

DAS DEUTSCH DES GRAFEN GOLUCHOWSKI.

»Das Verhältnis der europäischen Staaten *untereinander* wird durch ein mächtiges Bedürfnis nach Ruhe beherrscht.«

»Ein allgemein an den Tag tretendes Bestreben ist wahrnehmbar.«

»In dieser Hinsicht glaube ich der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, daß die Befürchtung nicht gerechtfertigt wäre ... «

»Bei dieser Sachlage schiene es beinahe überflüssig, neuerlich des unerschütterlichen Bestandes unserer Allianzverhältnisse und der *Betonung* der damit für die Monarchie verbundenen Vorteile zu *gedenken*.«

»Die Rivalitäten, die von den turbulenten Elementen benützt wurden, um uns *gegenseitig* auszuspielen.«

»Werfen wir einen Blick auf den südöstlichen Teil des europäischen Kontinentes, so kann ich nur mit Befriedigung konstatieren, daß die dortigen Zustände eine erhebliche Besserung aufweisen«. (Herr Goluchowski wollte offenbar sagen: »Werfen *wir* einen Blick usw., so kann *nur ich* mit Befriedigung konstatieren ... «)

»Die Reibungen mit Serbien sind einem gutnachbarlichem *Verhältnisse* gewichen, dessen *Einkehr* der Erkenntnis zuzuschreiben ist «

»Griechenland ist vollauf mit der Vernarbung der zahlreichen Wunden beschäftigt«.

»Einen besseren und uneigennützigeren Freund als *wir* hat die Türkei gewiß nicht«.

»Die Tatsache ist zu beklagen, daß es noch immer verschiedenen *unterirdischen Einflüssen* gelingen kann ... «

»Unsere Staatsangehörigen (im Transvaal), deren Schutz, *in Ermangelung einer eigenen Vertretung* das Deutsche Reich in der entgegenkommendsten Weise übernommen hat«. (Das Deutsche Reich ermangelt also der eigenen Vertretung und nimmt darum die Österreicher in seinen Schutz.)

»Unser aufrichtiges Bestreben, allem Vorschub zu leisten, was die Völker näher *aneinander* bringt«. (Sehr richtig!)

»Unter den Ereignissen gebührt ein *vornehmer Platz* der Haager Konferenz«.

»Die so überaus menschenfreundliche Anregung, welche im Hinblick auf *ihre hohe Herkunft* die ernsteste Berücksichtigung beanspruchen konnte«.

»Selbst eine solche Seemacht — ich wiederhole es — hat nicht die *Bedeutungslosigkeit*, die man ihr *beimessen* möchte«.

»Ein Gebot der Selbsterhaltung, dem man sich kaum mehr verschließen darf, ohne geradezu eine Schädigung am eigenen Leibe zu begehen«.

»Ich meine damit die Frage der Auswanderungen aus beiden Staaten der Monarchie nach den transatlantischen *Ländern*, die heute zu einem so ernststen Problem geworden sind«.

»Gewissenlose Agenten, die mit dieser neuen Art von Menschenhandel ein lukratives Geschäft betreiben«.

»Ich will meine heutigen Ausführungen *beschließen*«.

* * *

DAS DEUTSCH EINES GOLUCHOWSKI—OFFIZIOSUS.

Das Exposé, dem die oben zitierten Stellen entnommen sind, wird von dem enthusiastischen Schmock des 'Neuen Wiener Tagblatt' (3. Dezember) das »*harmonische Werk eines Klassikers*« genannt. Aus diesem Exposé spreche »in jedem Striche die Aufrichtigkeit eines *die Elemente der Beurteilung nach ihrem wahren Werte abschätzenden* Staatsmannes, der *nach gewissenhafter und sorgfältiger Prüfung* zu dem erfreulichen und den *Völkern der ganzen Welt so ersehnten Ausspruch* gelangt, daß wir im Zeichen des allgemeinen Friedens stehen«. »Aus der Sprache, die Graf Goluchowski führt, schaut nicht das ein geheimes Mißtrauen erregende Angesicht jener Diplomatie hervor, die da unliebsame Überraschungen zu maskieren liebt, sondern hier offenbart sich der wahre politische Edelmann, der in Wahrheit erfreut ist, die Pandorabüchse verhängnisvoller historischer Ereignisse nicht öffnen zu müssen«. Schmock versteigt sich später so weit, die beruhigende Versicherung abzugeben, daß unser Goluchowski kein Machiavelli ist. Bei ihm habe man das sichere Gefühl, daß er die Wahrheit für die beste Waffe halte, und darum »hört nicht allein Österreich, sondern die ganze politische Welt aus seinem Munde *mit Vergnügen* die Kunde, daß die *afrikanischen Vorgänge ihren lokalen Charakter nicht verlieren können*«. In der serbischen Frage folgt natürlich Schmock — nicht errötend — den Spuren seines ministeriellen Brotgebers; die serbischen Gefangenen — unter ihnen ist bekanntlich auch Professor Wesnitsch, ein Strafrechtslehrer von europäischem Ruf — nennt er »jene Abenteurer, die, in der Hoffnung für sich etwas herauszuschlagen, die Welt in Unruhe zu versetzen bemüht waren«. Zum Schlusse konstatiert er, daß in der Brust des Grafen Goluchowski zwei Seelen wohnen, die »Friedensseele« und die »tadelnde Seele«. Von welcher der beiden Seelen Schmock bessere Inspirationen bekommt, der sichert er die Unsterblichkeit ...



Man muß sich tot melden

DIE SÜDBAHN.

Geehrter Herr Kraus! Eine Reihe von Gründen bestimmt mich, Sie für die folgenden Mitteilungen um Raum in Ihrem Blatte zu ersuchen. Ich wollte mich diesmal nicht ausschließlich an die Leser des Zentralorgans meiner Partei, der 'Arbeiter—Zeitung', wenden, denen manches von den zu sagenden Dingen aus einzelnen Notizen des sozialpolitischen Teils unseres Blattes bekannt ist, sondern auch an die Vielen, die gleichgültig gegen die Politik und parteilos durchs Leben gehen und in den großen bürgerlichen Tagesjournalen — bei deren gewissenhaftester Lektüre — die Übelstände unserer Öffentlichkeit höchstens durch Annoncen, die von ihnen schweigen, verraten sehen. Ich spreche heute überhaupt nicht als Parteimann, sondern — um es gleich zu sagen — als einer von den siebzehn Millionen Menschen ¹, die alljährlich auf der *Südbahn* fahren; ich spreche auch nicht so sehr zu den Proletariern, die das Arbeitsbedürfnis oder ein durch das Vagabundengesetz pädagogisch herangebildetes Heimatsgefühl von Ort zu Ort befördert, als vielmehr zu jenen Glücklicheren, die im Frühjahr und Herbst die Gefilde Italiens, im Sommer das Tiroler Hochgebirge besuchen und im Coupe erster oder zweiter Klasse in ungehemmtem Fluge alle Naturschönheiten und landschaftlichen Eindrücke an sich vorbeigleiten zu lassen wünschen, zu den Tausenden, die regelmäßig oder in periodischen Schwärmen ihren Leib oder ihre Güter dem geflügelten Rade anvertrauen, zu Geschäftsleuten, Künstlern, Gelehrten, Beamten und Großaktionären der Südbahn. Und ich spreche weniger als ein von Liebe zur Gesamtmenschheit erfüllter Sozialdemokrat, denn als ein um die geraden Glieder seiner Mitmenschen besorgter Arzt und Hygieniker, dem von seiner sekundärärztlichen Zeit her die unsäglich traurigen Blicke, mit denen operierte Patienten auf ihren fehlenden Arm oder ihr verkrüppeltes Bein sahen, im Gedächtnis haften.

Jahraus, jahrein ereignen sich — man weiß dies von ohngefähr — auf der Südbahn zahlreiche Unglücksfälle. Neben den großen, denen ein Bankier zum Opfer fällt und die daher auch in die Zeitungen kommen, eine Unzahl von kleinen, die nur ein paar armen Verschiebern oder Kondukteuren das Leben kosten, die daher vielfach vertuscht und kaum der Unfallversicherungsanstalt bekannt werden. Da die Staatsanwälte hierbei meistens Leute aus den untersten und ärmsten Schichten des Personals als die Schuldigen herausfischen und diese dann auch gewöhnlich von den Gerichten verurteilt werden, so fühlen Verwaltungsrats—Präsidenten, General—Direktoren und General—Inspektoren keine weitere persönliche Beunruhigung. Ihnen geschieht ja nichts, wenn das öffentliche Gewissen, verkörpert in der Person des Staatsanwalts, eine geschäftige Tätigkeit im Hängen der Kleinen entwickelt.

Und so kann Herr v. Chlumecky mit seinen Aktionären in seliger Unangefochtenheit die Bagatelle von 17 bis 18 Millionen Gulden ²

1 1896: 17.169.275 Personen. [KK]

2 1896: 17.828.291 fl. [KK]

Reingewinn einstecken, die ihnen das Personal und das reisende Publikum vom Friauler Erdarbeiter bis zu den verschiedenen Exzellenzen und Hoheiten mit Einsatz ihres Lebens aufstapeln helfen.

Vor einigen Jahren wurde ein Südbahnwächter anlässlich eines grauenhaften Unglücks bei Graz angeklagt und merkwürdigerweise freigesprochen, weil sich die herbeigerufenen Sachverständigen übereinstimmend dahin äußerten, daß man in der dreiundzwanzigsten Dienststunde denn doch nicht mehr ein präzises Funktionieren des Hirns und der Sinnesorgane bei einem Wächter erwarten könne. Nach dem Schuldigen wurde damals nicht weiter geforscht. Offenbar waren die Elemente und der Ratschluß Gottes, die man doch nicht anklagen kann, daran schuld gewesen, daß der Schranken bei Gösting offen geblieben war. Und doch, hätten die behördlichen Organe in der Verfolgung jener Angelegenheit nur den zehnten Teil des Eifers entwickelt, den sie bei der Überwachung anständiger Frauen, die mit ihren Töchtern spazieren gehen, oder bei der Lektüre oppositioneller Zeitungen an den Tag legen, so wäre es ihnen sicher nicht entgangen, daß solche, Bahnunfälle geradezu züchtende, Arbeitszeiten von der löblichen General—Direktion der Südbahn *angeordnet* werden, daß 24— und 36stündige Arbeitszeiten bei gewissen Personalkategorien eine ständige Einrichtung sind. Als Kronzeugen hätte der staatliche Ankläger das Handelsministerium zitieren können, das am 8. Juli 1875 einen Erlaß herausgegeben hat, worin eine 36stündige Arbeitszeit als zulässig erachtet wird. Ob dann aber nicht der Staatsanwalt sich veranlasst gesehen hätte, an diesen Zeugen die höfliche Einladung zu richten, neben der Verwaltung der Südbahn auf der Anklagebank Platz zu nehmen, bleibe dahin gestellt. Der seither kundgegebene Wunsch des Herrn v. Wittek auf Abkürzung der Dienstzeit ist bis heute unerfüllt geblieben.

Freilich, dem Personal der Südbahn sind die lebensgefährlichen Zustände ihres Verkehrs genau bekannt. Und es ist höchst merkwürdig, daß die Beamten der General—Inspektion der österreichischen Eisenbahnen, die doch das Fachblatt der sozialdemokratischen Eisenbahner so eifrig lesen, an den zahlreichen Berichten über das instruktionswidrige Abwickeln des Dienstes achtlos vorübergehen, so daß ihnen nicht einmal die Tatsache im Gedächtnis haften geblieben ist, daß, als vor 2 Jahren das Personal instruktionsgemäß fuhr, eine völlige Stockung des Verkehrs eintrat, oder daß eine mit 68 Unterschriften von Bediensteten versehene öffentliche Erklärung an die General—Direktion gerichtet worden ist, worin jede Verantwortung für ein leicht mögliches Unglück feierlich abgelehnt wurde. Auch die ungeheure Unfallserie des vorletzten Jahres vermochte nicht, auch nur die leiseste Änderung in den Verkehrseinrichtungen der Südbahn zu bewirken. Einer solchen religiösen Unantastbarkeit erfreuen sich die Tantiemen und Dividenden der Herren v. Chlumecky und Konsorten!

Nun, die ungenügende Anzahl, die schlechte Entlohnung und die lange Arbeitszeit des Personals, die krähwinkelige Enge der Bahnhofsanlagen, die technisch verfehlte Anlage gewisser Streckenpartien (vorschriftswidrige Enge von Tunnels und Brücken), die schlechte Beschaffenheit des Oberbaues, die unzureichende Men-

ge des rollenden Materials, die mangelhafte Kontrolle und die ganze abstoßende Knickerei in der Frage der notdürftigsten Ausgestaltung des Verkehrs gefährden schon zu normalen Zeiten das Leben Tausender in hohem Grade. Wie aber erst, wenn eine außergewöhnliche Steigerung des Verkehrs erfolgt, da doch schon zu normalen Zeiten die Südbahn ihren Verpflichtungen nur unter Übertretung aller möglichen Vorschriften und Gesetze nachkommen kann!

Eine solche außergewöhnliche Steigerung ist in den letzten Monaten tatsächlich eingetreten. Infolge der zahlreichen Hochwasserschäden sah sich die Verwaltung der k. k. Staatsbahnen im September genötigt, die Südbahnlinien als Hilfsrouten zu benützen. Die Wirkungen dieser exzeptionellen Verkehrsverdichtung dauern augenblicklich noch fort. Und damit die reisende Menschheit erkenne, in welcher ungeheuren Lebensgefahr man sich begibt, wenn man heute einen Südbahnzug besteigt, will ich mich darauf beschränken, folgende Tatsachen anzuführen:

Die bekannten »fahrplanmäßigen« *Verspätungen* um zwei bis vier Stunden erreichen einen ungeahnten Höhegrad. Züge, die 7 ½ Stunden Fahrzeit haben, brauchen 20 bis 40 Stunden. Zwischen Graz und Mürzzuschlag haben die Züge:

Zug	Normale	Fahrzeit	Jetzt
Nummer	Stunden	Minuten	Stunden
129	8	11	20
191	11	43	< 32
131	8	40	< 28
133	12	—	< 30
135	12	—	< 30
127	12	—	< 30

Von Mürzzuschlag bis Wiener—Neustadt braucht ein Lastzug 36 bis 40 Stunden, von Wiener—Neustadt bis Gloggnitz 16 Stunden, von Cilli nach Laibach statt vier Stunden 15 Stunden, von Marburg nach Laibach statt 12 Stunden 30 Stunden, von Lienz bis Franzensfeste (107 Kilometer) 40 Stunden usw.

Woher kommt das? Weil die Züge *in den Stationen und auf der Strecke* wegen ungenügender Geleiseanlagen stecken bleiben. In den Stationen sind die Geleise bis auf eins oder zwei vollgestopft mit Zügen. Es ist also die größte Vorsicht nötig, um die durchfahrenden Züge aufs richtige Geleise zu bringen, und da die Lasttrains rangiert werden müssen, so wird ein durchgehender Zug in der Vorstation oder weiter zurück so lange aufgehalten, bis ein Platz frei ist. In großen und wichtigen Stationen ist eben kein Rangierbahnhof, in Cilli, in Steinbrück, Laibach, Bruck ist alles verstellt. Ankommende Züge können nicht ein—, dort eingeleitete nicht abfahren. Zwischen Bruck und Mürzzuschlag muß ein Zug 10 bis 18mal von einem Geleise aufs andere ausweichen. Die In-

dustriestationen kriegen infolgedessen ihre Waggonen nicht weg, es entsteht eine fürchterliche Warenstauung, die kleinsten Stationen Markt Tüffer, Römerbad, Sava, Littai, Kresnitz, Laase, Salloch, Hrastnig gleichen kriegerischen Lagerplätzen, auf der Graz—Köflacher Strecke macht sich bereits Kohlenmangel bemerkbar. Manche Züge müssen 24 *Stunden* auf Order warten, wobei sie allerdings nicht stillstehen, sondern in vergnüglichem Rhythmus auf allen Stationsgeleisen hin— und herpendeln, um kommenden Trains auszuweichen. Ja, da in den Stationen kein Platz mehr ist, werden die Züge auf die Strecke hinausgeschickt. Zwischen Bruck a. d. M. und Kapfenberg stehen sechs Züge hintereinander, so daß diese Strecke de facto eingleisig wird. Das gleiche geschieht auch zwischen Mürzzuschlag und Langenwang, usw.

So ist es selbstverständlich, daß das rollende Material, daß insbesondere die Maschinen, übermäßig und vorschriftswidrig ausgenutzt werden. Sie stehen tagelang fortwährend unter Dampf am Zug und es kommt vor, daß sie 6 bis 8 Wochen nicht ausgewaschen und nicht repariert werden, was normal mindestens alle Wochen einmal geschehen soll. Die Gefahr irgend eines Kesselunglückes auf offener Strecke ist dadurch in bedenkliche Nähe gerückt, zumal da die meisten Züge vorschriftswidrig, »schwarz«, überlastet sind.

Aber auch Personalmangel macht sich fühlbar. Da die Zugsbegleiter mit den riesig verspäteten Zügen zu lang ausbleiben, müssen Züge in den Ablösestationen 3 bis 4 Stunden auf Personal warten, und dieses ist dann übermüdet. Und da die Bediensteten der eigenen Strecke bis auf den letzten Mann im Dienste stehen, so entnimmt man Personal von augenblicklich minder belasteten Seitenstrecken »auf Substitution«. So fahren das Publikum und die Frachten in Zügen, deren Begleiter die Strecke gar nicht kennen. »Macht nichts, sie müsse doch fahren, wir haben sonst niemanden!« So oder ähnlich meinte der höhere Verkehrsbeamte, kaiserliche Rat Wunderbaldinger und drohte dem, der sich nicht füge, mit der Entlassung. Aber oft sind auch diese wenigstens im Allgemeinen erfahrenen Leute, nicht zu haben. Man nimmt also einfach ungeübte, ungeprüft Leute, Bremser, ja solche, die nicht einmal die Signal kennen, Oberbauarbeiter, Tagelöhner, Bauern (Lienz) und verwendet sie sogar in der Nacht auf gefährlichem Gefälle oder als Weichensteller in Stationen. So ein biederer Bauer war jüngst sehr erstaunt, als er vergeblich einen Wechsel zu stellen suchte, dieser sich aber plötzlich von selbst umdrehte: da mochte wohl der Teufel seine Hand im Spiele, haben. Woher soll man auch in Tiroler Bauerndörfern etwas von Blocksysteem und Weichenzentralisierung wissen?

Man kann leicht ermessen, daß das Personal unter solchen Umständen entsetzlich überangestrengt sein muß. Aber ich zweifle, ob die Großaktionäre und Bankdirektoren, die nach Abbazia reisen, eine Ahnung davon haben, wie lange so ein Kondukteur eigentlich im Dienste steht. Daß das Verschubpersonal in Bruck und Steinbrück 24 Stunden, die Magazinsarbeiter in Trifail 36 Stunden, die Beamten vielfach 24 und über 24 Stunden Dienst haben, ist noch gar nichts. Aber die Zugsbegleiter auf der steirischen Hauptstrecke stehen 35 bis 46 Stunden ununterbrochen im

Dienst; nach acht— bis zwölfstündiger Ruhezeit machen sie wieder 35 bis 40 Stunden Dienst, und nach weiteren sieben bis zehn Stunden Ruhe gehen sie neuerdings auf die Tour. Manche Leute sind 80 Stunden hintereinander — mit kurzen Ruhepausen — im Dienste. Die 114.2 Kilometer lange Strecke Matzleinsdorf—Mürzzuschlag hält die Zugsbegleiter vier bis fünf Tage fern vom Hause. In den Rangierstationen selbst verdichtet sich das schon normale Hasten zu einem wahnsinnigen Jagen und Keuchen. Die frommgläubigen Verschieber in Laibach laufen Mittags während des Kirchenglockenläutens mit der Kappe unter dem Arm den Waggons nach: — das ist ihre Andacht. Ihre Mittagspause währt fünf bis sechs Minuten. So lange dauert nämlich der Weg vom Waggon zu der das Essen mitbringenden Frau und zurück. Die Jause (ein Stück Brot) zupfen sie während des Mitlaufens aus dem Sack heraus. Kommen dann die bis auf den Tod ermüdeten Menschen in den Ablösestationen an, so erwartet sie eine »Ruhe« in schmutzigen, kalten, von Personal vollgepfropften, geräuschvollen Kasernen, in denen man kaum stehen, geschweige denn liegen und schlafen kann.

Daß bei solchen Zuständen die den Verkehr leitenden Beamten nicht verrückt werden, ist wahrlich ein Wunder; aber umso erklärlicher ist es, wenn sie doch wenigstens konfus werden. Da wartet ein Zug in Spital am Semmering zwei Stunden auf Order. Vergebens gibt der Lokomotivführer das mahnende Signal; der Beamte hat ihn ganz vergessen. In Meidling ordnet ein Beamter an, einen Zug nach Matzleinsdorf zu schieben. Dieser begegnet zuerst einem Personenzug der Südbahn, dann einem der Stadtbahn, dann einer Rangiermaschine. In jedem der drei Fälle wurde nur mit knappster Not ein furchtbares Unglück verhütet.

Ich will von den Schmutzereien niedriger Sorte, den Knausereien mit Öl — so daß Maschinen zur Nachtzeit ungenügend beleuchtet sind —, den »Ver« rechnungen der Dampfhaltegebühr für Lokomotivführer und der Überzeitarbeit für Zugsbegleiter gar nicht sprechen, sondern gleich die unzweideutigen und unvertauschbaren Wirkungen dieser Zustände anführen.

Die Wirkungen sind einfach Unglücksfälle. Und ich will nur die Serie derjenigen, die aus der Zeit der Verkehrsverdichtung stammen, so weit sie mir bekannt geworden sind, anführen:

1. Dem Vershubpartieführer Gollop werden in Matzleinsdorf beim Verschieben beide Beine abgeführt. Er rutschte beim Laufen aus. Statt fünf Mann waren bloß zwei bei der Partie.
2. Einige Tage später wird einem Verschieber in Meidling die Hand zerquetscht.
3. Einem Kondukteur werden in Gloggnitz beide Beine abgeführt. Der Mann hat größere Familie.
4. Einem Verschieber in Wiener—Neustadt wird die Hand abgeführt.
5. Ein Verschieber in Bruck a. d. Mur erhält Quetschungen.
6. Am 29. Oktober fährt in Stübing Zug 101 in den 6 Stunden verspäteten Zug 135.
7. Am 6. November werden in Trifail wegen falscher Wechselstellung 7 Waggons zertrümmert. Der Weichenwächter hat 24 Stunden Dienst hinter sich.

8. An demselben 6. November fährt bei Mürzzuschlag Personenzug 14 einem Lastzug auf dem einen infolge der Verstellung mit Frachtzügen noch übriggebliebenen Geleise entgegen, wird aber zum Glück rechtzeitig angehalten und muß zurückschieben.

9. Am 10. November erfaßt Zug 13 während der Kreuzung mit Zug 166 bei der Grasnitzbrücke in der Nähe von Steinbrück den Ablöswächter Askerc und schleudert ihn 22 Meter weit weg. Der nachkommende Zug 131 findet ihn tot.

10. Am 13. November fährt der gemischte Zug 100 in Neunkirchen in einen Lastzug hinein. Einfahrtgeleise frei. Oberkondukteur, Gepäckskondukteur und Schlusskondukteur verletzt.

11. An demselben 13. November kommt der Kärntner Schnellzug Nr. 5 mit 42 Minuten Verspätung nach Krieglach. Ein Lastzug steht auf dem Hauptgeleise. Im letzten Augenblick wird ein Zusammenstoß durch den Lokomotivführer des Schnellzuges verhütet. Die Passagiere wollen den Beamten prügeln. Dieser hat 24 Stunden angestrenkten Dienstes hinter sich.

12. An demselben 13. November wird der Bremser Franz Kropf durch Anstoßen ans Brückengeländer während der Fahrt getötet.

13. Am 18. November fährt in Grasstein (Brennerbahn) der Expresszug in einen Lastzug. Drei Bedienstete werden getötet. Der Beamte Jenewein hat tags vorher 36 Stunden Dienst gehabt und steht irr. Augenblick des Zusammenstoßes neuerlich in der 20. Dienststunde. Er wird durch einen Beamten abgelöst, dem nunmehr zwei Leute zugeteilt werden und der erklärt: Wenn ich hier allein Dienst machen müßte, ich liefе davon. In Grasstein müssen fünf bis sechs Lastzüge sechs Stunden auf Order von Franzensfeste warten. Der havarierte Lastzug hatte eine Verspätung von 10 Stunden. Im Frühjahr 1899 ist die Legung eines zweiten Geleises von Franzensfeste nach Grasstein projektiert, bis nun aber nicht ausgeführt worden.

14. Am 19. November wird das Hineinfahren des Schnellzuges 3 in den Eilgüterzug 117 in der Nähe von Trifail im letzten Augenblick durch den Weichenwächter verhütet. Das Distanzsignal stand nicht auf Verbot der Einfahrt.

Weiter habe ich diese Statistik nicht fortgesetzt. Ich weiß also nicht, wie vieler armer Menschen Leben oder Gesundheit bis zum Tage, da dieser Artikel erscheint, vernichtet worden ist.

Das Personal kennt die Gefahren ganz genau und weiß, besser als alle Oberen, daß ein ermüdeter Körper den Anforderungen eines so präzisen Dienstes, wie es der Eisenbahndienst ist, nicht gewachsen sein kann. Ein Drittel der Leute von Matzleinsdorf ist auch bereits marode und heruntergeschunden. Da hierdurch der Dienst eine weitere Erschwerung erfährt, so nimmt man Krankmeldungen nicht mehr entgegen, droht den Maroden mit der Entlassung und peitscht sie aufs Neue zur Arbeit. »Man muß sich tot melden«, sagte jüngst ein Südbahnkondukteur in einer Versammlung, »wenn man wirklich ausruhen will«.

Wer also heute auf der Südbahn fahren will, überlege sich das vorerst genau. Er fährt auf verrammelten Strecken, mit unreparierten Maschinen, mit auf den Tod erschöpften Kondukteuren und Lokomotivführern, angesichts wirr herumhastender Verschieber, schlaftrunkener Wächter und kopfloser Beamten. Er fährt

über Blut und Leichen und kann jeden Augenblick selbst eine Leiche sein.

»Wir erheben Protest dagegen, daß unsere Familien auf so leichtsinnige Art ihres Ernährers beraubt, unsere Knochen und Körper verstümmelt werden und mit unserem Blute der Schotter und die Erde der Südbahnstrecken getränkt wird!«

Dies der erschütternde Hilferuf eines Südbahnbediensteten in seinem Fachblatt.

Im Namen des reisenden Publikums, das hierin mit mir gewiß eines Sinnes ist, schließe ich mich diesem Protest feierlich und vollinhaltlich an.

Dr. Wilhelm Ellenbogen.

* * *

MEINUNGSVERSCHIEDENHEIT ZWISCHEN ZWEI »VOLKSWIRTEN.«

'Neue Freie Presse', 7. Dezember:

Geradezu ein Abderitenstreich ist die heute beschlossene Herabsetzung des Bankzinsfußes. Die Maßregel der Bank kompromittiert die Monarchie vor ganz Europa. — — — — — Die entschiedene und sogar heftige Ablehnung des Beschlusses ist ein Beweis, daß das finanzielle Publikum in Wien reifer ist als die österreichisch—ungarische Bank.

'Neues Wiener Tagblatt', 7. Dezember:

Endlich hat sich die Bank den triftigen Argumenten, welche gegen den Fortbestand des abnorm hohen Zinsfußes sprachen, nicht länger widersetzt — — — — — Mit großer Befriedigung wird der Beschluß in allen Kreisen der Bevölkerung, die schwer unter dem künstlich verteuerten Geldpreise litt, aufgenommen werden.

* * *

Ganz allmählich — alle paar Wochen um einen Viertelgulden — erhöht jetzt das *Petroleumkartell* die Preise; wenn zu Neujahr mit dem Eintritt der Zollerhöhung der Petroleumpreis um deren vollen Betrag gestiegen sein wird, kann man die Katastrophe, die den Haushalt der ärmsten Bevölkerung trifft, wenigstens evolutionistisch erklären. Das Petroleumkartell, eine dualistische Gestaltung nach dem Muster der österreichisch—ungarischen Monarchie — bestehend aus dem Rohölkartell, dem Raffineurkartell und der Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten beider — ist nicht das größte, wohl aber das bösartigste österreichische Kartell. Vor drei Jahren, als sein Protektor Bilinski gegen Ungarns Widerstand die Zollerhöhung durchsetzte und die bestochene Presse von einem Ausgleichszugeständnis Ungarns sprach, ward noch ein schüchterner Widerspruch laut. Jetzt nehmen die Blätter von der unaufhörlichen Preissteigerung gar nicht mehr Notiz. Bis auf den Abgeordneten Prade, die 'Deutsche Leipaer Zeitung' und einen »Schriftleiter« in Podersam sind alle Widersacher verstummt. Freilich, der Raffineurring hat einen Dispositionsfonds von 1 — 2 Millionen Gulden. Ein relativ geringer Teil dieser Summe genügt, um über unsere öffentliche Meinung zu disponieren. Der größere Teil des Geldes muß allerdings für Erpressungen von innen reserviert werden:

jene Fabrikanten, die kein marktfähiges Produkt erzeugen können oder wollen, bekommen Sustentationen. Das ist ja der Hauptzweck unserer Kartelle, Unternehmungen, die ihrer technischen Unvollkommenheit wegen zugrundegehen müssten, auf Kosten der Allgemeinheit zu erhalten.



Zum Thema »Schauspielschulmisere«, das ich im letzten Hefte berührt habe, erhalte ich bereits mehr oder minder aufschlußreiche Zuschriften.

Ein Schauspieler schreibt:

Wie ein junges Mädchen, das auf sich hält und sich keinerlei Gemeinheiten preisgeben will, in Wien zum Theater kommen kann? Die Antwort lautet: Wenn das Mädchen vermögend ist, dann ist der Weg nicht schwer. Im andern Falle, bei so unmöglichen Eigenschaften der Schülerin, gibt es keinen, weil sich kein Lehrer findet, der die Dame aus bloßer Kunstbegeisterung ausbildet; sie wäre denn eine stimmbegabte Sängerin die ihre Zukunft dem Manne kontraktlich verpfändet. Mit den Wiener, mit den Schauspielschulen im allgemeinen, ist es auf das traurigste bestellt. Das Konservatorium ist bekanntlich eine Protektionsanstalt, der es an tüchtigen Lehrkräften fehlt, und die übrigen Theaterschulen und die Privatlehrer betreiben die Ausbildung sogenannter Talente nur als Geschäft. »Wenn ich den Schüler wegen seiner Talentlosigkeit fortschicke, nimmt ihn ein anderer auf, und mir geht das Honorar verloren«, sagte mir einmal ein »dramatischer Professor«, und dieser Ausspruch ist typisch. Es wird alles aufgenommen, was da nur den Wunsch äußert, »Künstler« zu werden, und den Gulden für die Stunde bezahlen kann. Welch ein Material, aus dem da die künftigen Menschendarsteller gezogen werden! Arbeitsscheue Individuen, die im Theater einen leichten Beruf sehen, Weiber, die, weil sie von ihren Aushältern abgeschüttelt wurden, sich eiligst der »Kunst widmen« wollen u. dgl. Mit solchen »Mitschülerinnen« kommt das junge Mädchen zusammen und erhält so den richtigen Vorgeschmack von dem künftigen Beruf.

Ohne genügende Vorbildung, meist irgend einem bürgerlichen Berufe entlaufen, tritt der Eleve in die Theaterschule ein, wo man ihn zunächst mit Rollen vollpfropft, um ihm ein »Repertoire« zu schaffen. Der in den Programmen der Theaterschulen versprochene Unterricht in Literatur, Sprachen etc. ist bloß eine Formsache, der weiter nicht viel Beachtung geschenkt wird. Wohl veranstalten diese Theaterschulen auch »öffentliche Vorstellungen«, zu denen »Presse, Agenten und Direktoren« zugezogen werden; aber ich möchte Sie bitten, sich einmal eine solche Vorstellung anzusehen. Es ist das denkbar Traurigste: Halbwüchsige Jungen mit Fiselstimmen, Mädchen und Weiber der verschiedensten Kategorien bemühen sich da, den oder jenen moderigen Lustspieleinakter aus Reclams Bibliothek einem plausibel zu machen, und die »anwesende Presse« findet alles gut und trägt ihr Teil dazu bei, den Ele-

ven um eine auskömmliche Zukunft in irgend einem bürgerlichen Berufe zu betrügen. Kaum verlässt er die Theaterschule, als er auch schon durch Vermittlung der Herren Theateragenten Weiss und Konsorten ein »glänzendes Engagement« nach Krems mit 40 fl. ö. W. erhält — wobei sich die weiblichen Mitglieder bekanntlich die Kostüme »selbst stellen« müssen ...

Abhilfe wäre hier wie für die ganze Schmach des heutigen Theaterwesens nur auf gesetzlichem Wege zu schaffen. Von der »Bühnengenossenschaft« und ähnlichen Verbindungen ist sie nicht zu erwarten, da es dem Schauspieler an Korpsgeist fehlt. Die Herren Vorstände von der Bühnengenossenschaft sind selbst von dem »Direktorenverband« zu abhängig. Die Entrüstung über die neuen — eigentlich schon uralten — Theatergesetze war eine von den Direktoren bewilligte, und von der im Vorjahre geplanten Gründung einer eigenen Theateragentur zum Schutze gegen die Ausbeutung der Schauspieler durch die Theateragenten ist's vollends still geworden. Die jährlich stattfindende Bühnengenossenschaftsversammlung in Berlin hat nur den Zweck, Herrn Präsidenten Nissen Ovationen darzubringen, die Schäden höchstens von weitem zu besehen, ohne auch nur den Versuch einer ernsthaften Remedur zu wagen. Jedes laute Wort ist da verpönt; und als im Vorjahre der Delegierte des Stadttheaters in Breslau in dieser Angelegenheit ernste Vorwürfe gegen das Präsidium erhob, wurde er in dem Organ der Deutschen Bühnengenossenschaft, der 'Genossenschafts—Zeitung', einem leeren Tratschblatte, auf das heftigste angegriffen und von seinen Kollegen im Stiche gelassen ...

*

Eine Dame schreibt:

Meine Erlebnisse sind vielleicht nicht besonders charakteristisch; aber ich habe es eben lieber gar nicht dazu kommen lassen, allzuviel auf diesem Gebiete zu erleben ... Ich bin in Gesellschaft — in der »guten« — oft mit hervorragenden Bühnenkünstlern zusammengetroffen, die ganz entzückt von meinem »Talent« waren — die Namen der Sorma, der Hohenfels wurden beständig mit Vergleichen strapaziert —, und immer erklärten sie: »Ja warum gehen Sie nicht zum Theater? Mit diesem Talent ... usw.« Früher als ich geglaubt, sollte ich durch Erkrankung und Pensionierung meines Vaters in die Lage kommen, mein Brot zu verdienen, und ich gedachte zu diesem Zwecke mein einziges Talent nutzbar zu machen. Ich begab mich also zu einem hervorragenden Burgschauspieler — dem, der mich mit der Hohenfels verglichen hatte — und bat ihn, mir Unterricht zu erteilen. Er: »Unterricht? Hm ... ja ... mein liebes Kind ... beim Theater gibts keinen theoretischen Unterricht — Gehen und Stehen, das lernt sich nur auf der Bühne«. »Mit Ihrer Fürsprache müsste ich doch leicht ein bescheidenes Plätzchen finden? —« »Liebes Kind — mtja — wo wollen Sie denn das in Wien finden? Wir haben so viel junge Kräfte — die Witt, die Medelsky, die Retty, die Niese ... «. »Ach, so hoch will ich ja gar nicht hinaus. Ich bin ja erst Anfängerin. Ich weiß, daß ich bescheidenste Ansprüche zu machen habe ...« »Anfangen? Ja, das können sie überhaupt nicht in Wien! Gehen Sie nach Berlin, liebes Kindl (Mit Hamlet—Tönen:) Gehen Sie nach Berlin!« — — — Ja, wie soll denn ein junges Mädchen ohne Protektion, ohne Bezie-

hung zu den dortigen Kreisen auf einmal nach Berlin? Ich sah also, daß hier nichts zu machen war und begab mich, gänzlich unvertraut wie ich mit derartigen Verhältnissen war, in eine, in der 'Neuen Freien Presse' täglich annoncierte Theaterschule auf dem Ring. Im Sprechzimmer sitzt nur noch eine Dame. Nach einer Weile tritt ein junger Mann ein, offenbar nicht der Inhaber selbst, sondern sein Associe, Freund, Regisseur, — was weiß ich! — — Die Dame stürzt auf ihn zu: »Ja, Du ... was is denn nach'r mit mein Ankaschman nach Berlin?« »Ja, Muzi, mir hab'n d'r do g'sagt, mir brauchen ane, die Toiletten macht — jetzt, wo Du Dich mit Dein Alten zerschlagen hast ...« »Justament deswegen! I muass do leben!« — »Wenn Du so blöd bist — —! Gestern hab'n m'r Dir den alten N. g'schickt den hast beinah die Stieg'n abig'schimis'n.« »Geh, den alten Saukerl — wann's noch a junger g'west wär!« — »Ja, wann Du so diffizil bist — *wie kannst denn nach'r überhaupt Karriere beim Theater machen?*« An dieser Stelle des Dialogs erhob ich mich und verließ die »Schauspiel«—Schule. Ich hatte genug. — — Im Konservatorium habe ich es erst gar nicht versucht. Eine meiner Freundinnen, in ähnlicher Lage wie ich, ist einmal dort gewesen. Als der Professor sie wiederholt küsste und »abtatschelte«, wusste das arme 16jährige Ding nicht, was es dazu sagen sollte. Als er sie aber aufforderte, am nächsten Abend zur Prüfung ihres Talents in seine Wohnung zu kommen, lief sie davon. Eine Beschwerde an die Direktion ist bis zum heutigen Tage unbeachtet geblieben ...

*

Auch etliche Inhaber von Schauspielschulen haben sich schon gemeldet. Sie alle ersuchen mich, der jungen Dame, die mich jüngst befragt hatte, ihr Institut als dasjenige zu empfehlen, das die zweifellosesten Garantien eines rein künstlerischen Fortkommens bietet. Einer der Herren erklärt sich sogar, wenn ich ihn recht verstanden habe, bereit, 1 Monatshonorar *nachzulassen*, falls die Dame, deren Person und Begabung ich natürlich nicht kenne, die ich ihm aber zutreiben soll, im Laufe ihrer Studienzeit einen moralischen Übelstand wahrnehmen sollte.

* * *

Die zionistischen Studenten sind längst entschlossen, jeden Unsinn ihrer nationalen Gegner getreulich zu kopieren. Vom Skandalmachen in der Aula bis zum Anulken eines armen Teufels von Gewölbewächter haben sie alle Pflichten des freien Burschenlebens mit einer von ihnen sonst verpönten Assimilationsfähigkeit erfasst und für den *Gänsemarsch* sich sogar eine besondere rituelle Nuance zurechtgelegt. Nun wird mir die neueste Heldentat dieser Wackeren gemeldet. Bestehen da an der Technik Meldezettel, von denen jedem Professor ein ausgefülltes Exemplar von den Hörern zu übergeben ist. Die Meldezettel nun enthalten eine Rubrik: »Nationalität des Hörers«. Diese Rubrik hat offenbar nur den Zweck, dem Professor die *Muttersprache* des Hörers bekanntzugeben, die bei den in deutscher Sprache abzulegenden Prüfungen allenfalls in Betracht gezogen wird. Die zionistisch veranlagten Techniker haben nun allsogleich das leere Feld auf dem Meldezettel zum Felde ihrer nationalen Tätigkeit gewählt und stolz mit dem Worte »jüdisch« ausgefüllt. Professor Schell wies solche Zettel mit der nach den neuesten Forschungen nicht unrichtigen Bemerkung zurück, daß es eine jüdische Nation nicht gebe. Eini-

ge messianisch verzückte Herren sollen hierauf »Noch nicht!« gerufen haben; alle aber remonstrierten lebhaft und zeigten sich geneigt, eine Diskussion über diese Frage zu eröffnen, bis Professor Schell, dem die Geschichte zu dumm war, den Vorschlag machte, das Wort »Nationalität« durch »Muttersprache« zu ersetzen. Hierauf zogen die Zionisten triumphierend von dannen. Erst später hat manch Einer bemerkt, daß der Sieg mit einem teuern Zugeständnis erkaufte war. Man hatte nicht die Konsequenz besessen, der ausdrucksvollen »Sprache der Hände«, die gegen einen abendländischen Professor eben noch mutig die Ehre der »Nation« verteidigt hatte, auf dem Meldezettel zu ihrem staatlich anerkannten Rechte zu verhelfen.

* * *

WIENER JOURNALISTEN IM AUSLAND.

Ein Wiener schreibt mir aus Zürich:

»Den Fremden werden hier für das verspätete Einlangen der Pässe, an dem die Heimatsbehörde Schuld trägt, Geldbußen — als eine Art indirekter Steuer — auferlegt. Mir ist das gleiche widerfahren: 10 Francs Buße. Ich reklamiere beim österreichischen Generalkonsul. Wie gewöhnlich: »Wir können da nichts tun!« Ich mache den Sekretär darauf aufmerksam, daß ein solches Vorgehen scharfen Tadel in einer der großen Wiener Zeitungen finden müßte. Aber der Herr Sekretär lacht mir ins Gesicht und ruft: »Glauben Sie, das bringt Ihnen eine? ... Die haben doch alle im Sommer hier Schmollis getrunken mit den Hiesigen, wie man sie drei Tag' ausgefüttert hat!« ... Darauf konnte ich freilich nichts erwidern. Aber ich nahm mir vor, Ihnen die hübsche Unterredung wortgetreu zu übermitteln, damit Sie sie als Seitenstück zu dem veröffentlichten, was Sie einmal über das Leben der Wiener Korrespondenten in Paris gebracht haben.« —

Natürlich, wenn die Herren, um ihren Horizont zu erweitern, um eine Freikarte erster Klasse angesucht haben, so beurteilen sie hinterher Land und Leute, die sie kennen gelernt, nach der Güte des Gratis—Menüs.

* * *

Paris, 5. Dezember (Originaldepesche). Herr Berthold *Frischauer*, der des Französischen unkundige Pariser Korrespondent der 'Neuen Freien Presse', der bekanntlich wegen seiner grimmigen Feindschaft gegen die französische Armee, aber auch wegen schlechten Benehmens im Februar dieses Jahres aus Frankreich ausgewiesen wurde, ist hier soeben wieder eingetroffen. Die französische Armee hat sich sofort — zum erstenmal seit 1870 — übergeben.



ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser in Prag. Sie haben die Freundlichkeit, mich über die Beziehungen zwischen Theater und Journalistik, wie sie auch in Ihrer Stadt gepflogen werden, zu informieren. Man lebt auch dort in traulicher Concordia, und die Mit-

glieder der Bühnen werden auch dort nur so lange angegriffen, als sie noch nicht im Verein der Journalisten gratis vorgetragen haben. Für ein auffallend mildes Urteil aber hat der Prager Schmock die spezielle Ausrede: »Dem Interesse unserer deutschen Sache könnte es von Schaden sein, wenn das deutsche Theater, ein so wichtiger Faktor zur Hebung des Nationalbewußtseins, durch eine allzustrenge Kritik dem Publikum entfremdet würde«. Daß für Leistungen Gegenleistungen erfolgen, ist auch in Prag ökonomische Regel. An die Annahme eines Stückes, das ein Redakteur verfertigt hat, ist höchstens noch die Bedingung geknüpft, daß es eine Hauptrolle für Frau Buska, die Gattin des Direktors Angelo Neumann, enthalte. Die Entschädigung für lobende Rezensionen wird indes bei der spärlichen Produktivität der Prager Journalisten meist in Form von Naturalien gewährt. Es sind zwar auch in Ihrer Stadt Geldgeschenke, Ablieferung des Reinertrages von Vorstellungen, üblich. Aber Herr Angelo Neumann zieht die Verabreichung von Speisen an Theaterkritiker vor. Es ist verwunderlich, daß die Wiener Direktoren noch nicht auf diese höchst einfache und praktische Idee gekommen sind. Herr Neumann und seine Frau veranstalten bei jeder Gelegenheit einen sogenannten »Rout«. Rout ist englisch und heißt zu deutsch: Rotte, Bande, große Gesellschaft. Als Vorwand zur Ausfütterung der Pressleute — Sie beliebten hier scherzhaft von »Herren der Fresse« zu sprechen — dient das Gastspiel irgendeines namhaften Künstlers. Beim vorletzten Rout war es Gustav Mahler, beim letzten Herr Kainz, der die Ananas abgab, um die herum das Arrangement des Buffets getroffen wurde. Geladen sind außer allen Journalisten die gesamten Kräfte der Oper, des Schauspiels und Balletts, die »Vertreter aller Kategorien der ersten Prager Sozietät deutscher Zunge« und schließlich Leute, die außer ihrem Jahresabonnement auch bei Suspendu—Vorstellungen ihre Logen oder »ersten Fauteuils« beziehen. Die in Nr. 18 der 'Fackel' mitgeteilte Menükarte von Herrn Krupps Diner, meinen Sie, sei der reinste Volksküchenspeisezettel gegen den Inhalt eines Routbuffets. Bei Champagner schließt sich innig die Bande um den Theaterdirektor. Aber auch sonst werden allerhand Freundschaften geknüpft. Da sieht man reiche Kaufherren auf arme Schmöcke, Mäzene auf Theaterdamen aufmerksam werden, und dem Ballettmädchen wird reichlich Gelegenheit geboten — seine Wünsche nach Gageerhöhung zu vergessen. So weht eines sich ins andere, und wen man am andern Tag mit fettglänzenden Lippen als »die liebenswürdigste aller Hausfrauen« gepriesen hat, kann man übermorgen nicht als affektierte Jüdin — von Toledo natürlich — oder als »für diese Rolle viel zu alt« bezeichnen. Gewiß, der »Rout« ist ein äußerst praktisches Mittel, und die Wiener Theaterdirektoren werden die bahnbrechende Erfindung ihres Prager Kollegen sich zu eigen machen müssen, wenn anders das schöne Verhältnis zwischen Theater und Presse in Wien nicht in die Brüche gehen soll. — Zum Schlusse erwähnen Sie noch, daß das 'Prager Tagblatt' Herrn Moriz Necker zu seinem Wiener Korrespondenten hat. Ist er es, der sich hinter dem Pseudonym »Sincerus« verbirgt? Unter dieser Chiffre sind, so viel ich mich erinnere, mehrere ölige Feuilletons erschienen, die sich mit meiner Person befassten, und in denen exakt der Nachweis geführt ward, daß die Gründung der 'Fackel' ein Racheakt sei, weil, nun — weil ich »zum Tisch der Jüngsten im Café Griensteidl nicht zugelassen wurde. Das also ist's, — nicht wie die Leute immer behaupten: weil ich nicht zur 'Neuen Freien Presse' gekommen bin ... Daß die Prager Journalisten den annoncenfreien Teil ihrer Blätter noch immer mit dem Kampf für Wahrheit, Dreyfus und Hilsner füllen, daß sie in der dortigen Gesellschaft nicht nur eine große Rolle, sondern auch Poker, Klabbias Lind Franzfuß spielen, ist weiter nicht auffallend. Auch der Kaffeehaustypus, den Sie schildern, ist bei uns nur zu bekannt: der

Herr, der dem Kellner mehr als ein königliches Douceur gegeben zu haben glaubt, wenn er jedesmal hochoberhöhenen Hauptes mit den Worten das Lokal verläßt: »Servus Franz, Sie wissen ja, was ich gehabt hab'!«

C. H. II. Ihre Auslassungen über die Bildung von parlamentarischen Mehrheiten sind teilweise recht treffend. Graf Clary mag mit Neid auf seine Ministerkollegen in Deutschland blicken, die eine so imposante Majorität für die Ablehnung des Zuchthausgesetzes gefunden haben. Ihr Vorschlag, im Berliner Tiergarten jedem denkwürdigen politischen Bock, den Wilhelm II. geschossen, (lauter Sechzehnder), ein Monument zu setzen, ist nicht übel.

B. M. Sie schreiben mir: »Den in Nr. 22 der 'Fackel' enthaltenen Aufsatz über Bosnien, der den Titel 'Kallays Kultursendung' trägt und Kallays Wirtshaft wirklich treffend beleuchtet, übersetzte ich ins Serbische und sandte ihn unserer in Zara erscheinenden Zeitung 'Srpski Glas'«. Der dortige Staatsanwalt habe ihn aber in der momentanen Einbildung, daß Zara nicht in Österreich, sondern in Bosnien liege, vollinhaltlich konfisziert.

Einer für Viele aus Mähren. Ihr Schreiben lautet: »Pünktlich mit dem Aufhören der Unruhen in Mähren ist auch eine Verordnung des hohen k. k. Landesschulrates erschienen, die den Mittelschülern verbietet, sich nach 6 Uhr auf der Straße zu zeigen. Man sollte nun meinen, daß dieses Verbot nur in gefährdeten Orten und auch da nur zur kritischen Zeit in seiner vollen Strenge gehandhabt wird. Dennoch hat man sich bemüßigt gesehen, selbst in Olmütz, wo ja die große Garnison jede Unruhe unmöglich macht, das Eltern, Schülern und Kostleuten gleich beschwerliche Verbot den Gymnasiasten aufs strengste einzuschärfen. Bis jetzt, den 1. Dezember, besteht es noch und seine Aufhebung ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Oktavaner, die nach 6 Uhr auf der Straße angetroffen wurden, erhielten 5 bis 16 Stunden Karzer ... Wir erlauben uns an Sie die Bitte zu richten, durch Veröffentlichung dieser Zeilen zur Beseitigung des albernen Erlasses beizutragen, und sprechen Ihnen dafür im voraus den innigsten Dank aus.«

Rudolf W., Jurist. Ich verstehe Ihre Frage nicht.

Ein Arbeiter. Es soll in der Bahnvorschrift natürlich »des Wagens« heißen. Besten Dank.

Emil Gr. Mitteilungen über die Theateragentenwirtschaft stets willkommen.

Hans J. Daß Du als Schüler der 3. Klasse bereits die Geographie von Indien kennst, ist sehr brav. Aber einen Artikel der 'Fackel' vermagst Du, obgleich Du sicherlich schon gut lesen kannst, nicht zu verstehen. Darum hättest Du, bevor Du an mich schriebst, Deinen Papa bitten sollen, Dir die Sache zu erklären. Der hätte Dir dann begreiflich gemacht, daß es kein Widerspruch ist, von den auf dem Plateau von Dekan angestellten astronomischen Beobachtungen und von einem in der Wiener Akademie aus Delhi eingetroffenen Telegramm zu sprechen. Ich setze nämlich voraus, daß Dein Papa Dir den Brief nicht diktiert hat.

Den zahlreichen wohlmeinenden Briefstellern und allen Sendern stets willkommener Mitteilungen meinen besten Dank, den ich diesmal und in Zukunft Zeitmangels halber nicht mehr an einzelne Chiffren verteilen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von **Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.**